

Wer alles auf eine Karte setzt und gegen die Bank spielt, der muss auch mit hohen Verlusten rechnen. Die Glückssträhne kann reißen. Und wenn man dabei nicht mit drauf ging, muss man neu beginnen. Im 2. Sinfoniekonzert der Museumsgesellschaft in Frankfurts Alter Oper gab es ein rein romantisches Programm mit Werken von Edvard Grieg und Robert Schumann. Dazwischen das g-Moll-Klavierkonzert von Felix Mendelssohn Bartholdy.

Hier trat der 39-jährige Martin Helmchen als Solist auf, einer der exponiertesten deutschen Pianisten, und er machte seinem Namen alle Ehre. Ein Einstiegs ins Werk allein schon, dass einem die Ohren wackelten, ein Furor sondergier-

Eine Andacht, eine Attacke

Martin Helmchen mit dem Museumsorchester in der Alten Oper

Von Bernhard Uske

chen. Der sonnige Komponist ein junger Wilder, hier von einem Va-banque-Spieler vermittelt. Unbändig in seinen rauschenden Ausgriffen unter der ebenso heftigen Tutti-Direktion Kazuki Yama-

das, des 42-jährigen japanischen Dirigenten. Ein perfekter Rahmen mit bebenden Rhythmen und Akkord-Schlägen. Natürlich kann Helmchen auch ganz anders und das Andante des 1831 vom damals 22-jährigen Komponisten geschaf-

fenen Satzes bot Helmchen Gelegenheit zu exzeptioneller Distinktion und zarter Pointiertheit. Eine Andacht ohne Worte, ein verinnerlichter Hymnus.

Das finale Presto ist ein vergleichsweise kurzer Satz, und Helmchen sagte später zum Publikum, er sei so kurz, dass man ihn um etwa ein Drittel verlängert habe. Unfreiwillig versteht sich, denn hier erzwang die konzertante Attacke den Abbruch der Auf-

führung. War es ein Missverständnis oder eine nicht eingehaltene Strich-Wiederholungs-Verabredung: der Pianist sprang mitten im auseinandergeratenen Spiel zum Dirigentenpult, verwies dort auf Partiturseiten und setzte sich mit einem beherzten „wir fangen nochmal an“ wieder vor die Tasten.

Man schien ihm für den verlängerten Genuss des gewaltigen Tönewirbels Mendelssohns dank-

bar zu sein; auch für die Unterbrechung selber, denn jetzt war auch bei der letzten Konzerthörerin, dem letzten Konzerthörer alle Morgenmüdigkeit im 11-Uhr-Termin wie weggeblasen. Dass Helmchen seine Zugabe mit dem Bach-Präludium „Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ“ bestritt, war da mehr als sonntägliche Geschmacksgefälligkeit, vielmehr fast schon eine Gebetsintention.

Edvard Griegs Holberg-Suite war zuvor in feiner, wenn auch nicht sonderlich expressiv gestalter Interpretation vermittelt worden. Und auch die abschließende 3. Sinfonie „Die Rheinische“ Schumanns ließ im blendend aufgelegten Museumsorchester idiomatisch gesättigte Klangbilder nicht wirklich entstehen.

Mit Temperament und wagemutig vorwärts

VON MATTHIAS GERHART

Frankfurt – Grieg, Mendelssohn und Schumann – ein romantisches und lebensbejahendes Stelldichein gab das Programm der jüngsten Museumskonzerte in der Alten Oper Frankfurt. Das unter dem japanischen Gastdirigenten Kazuki Yamada musizierende Opern- und Museumsorchester hatte sich drei wirkungsvolle Stücke ausgesucht, von denen bereits Edvard Griegs Hommage an den norwegischen Barockdichter Ludvik Holberg („Aus Holbergs Zeit“) Muße und Laune zugleich verbreiteten. Die Streicher waren gut aufgestellt und Dirigent Yamada zeigte Leidenschaft und Temperament. Gleichwohl wirkten die Streicher in der ruhigen Sarabande und der „Air“ besonders nachdrücklich und kompakt. Behutsam wurden die kraftvollen Kontraste der abschließenden „Rigaudon“ in Szene gesetzt.

Pianist Martin Helmchen, ein guter Vertreter der jüngeren Künstlergeneration, wählte sich Mendelssohns erstes Klavierkonzert (g-Moll, op.25) aus, ein von den ersten Takten an virtuos dahingeworfener Streich, an dessen Herausforderungen der überzeugende Interpret im Presto fast zu scheitern schien. Doch auch wenn es ihm in der mit schwindelerregender Geschwindigkeit zelebrierten Kadenz aus der Kurve hob und das Orchester neu ansetzen musste: Das Publikum hatte ein hörenswertes Live-Erlebnis. Der großen Musikalität des Solisten tat es keinen Abbruch. Eine ruhige Bach-Zugabe brachte alles wieder in das rechte Lot.

Der Japaner am Pult erwies sich in jeder Situation als Temperamentsbündel. Und so kam auch Schumanns „Rheinische“ Sinfonie im kraftvollen, vorwärtsdrängenden Strome daher. Einmal mehr wurde das Vorurteil Lügen gestraft, der leidenschaftliche Pianist Schumann habe als Sinfoniker schlecht instrumentiert – gerade die Bläser des Opern- und Museumsorchesters waren immer wieder mit präzisen Einsätzen auf der Hut. Die beiden lebhaften Ecksätze vermittelten freilich den typischen Schumann-Orchesterklang: Vorantreibend, mit großer Entschiedenheit und Komplexität. Und so fiel auch der verdiente Schlussapplaus nach einem bemerkenswerten Konzert aus.